



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Emminghaus, A.: Die Verbesserung der wirthschaftlichen und gesellschaftlichen Stellung der Frauen.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Die Verbesserung der wirthschaftlichen und gesellschaftlichen Stellung der Frauen.

In einer Abhandlung, die mir kürzlich zu Gesicht kam, und welche den Titel führt: „Die Herrschaft des Menschen über den Tod“, hat der Verfasser*) an der Hand der Statistik den Beweis zu erbringen gesucht, wie bis zu einem gewissen Grade die dem menschlichen Leben feindlichen natürlichen und gesellschaftlichen Mächte zu Gunsten einer längeren Lebensdauer überwunden werden können, und wie der Fortschritt der menschlichen Gesellschaft unmittelbar zurückwirkt auf die Verlängerung der durchschnittlichen Lebensdauer.

Gewiß, die Gewalt der fortgeschrittenen Cultur wirkt bald prophylaktisch, bald beseitigt sie schon ausgebrochene Uebel sicherer, sie hat eine Verlängerung der durchschnittlichen Lebensdauer der Menschen überhaupt zur Folge, und kann auch das Verhältniß zwischen der Sterblichkeit und der Lebensdauer beider Geschlechter wesentlich, und zwar in der Weise alteriren, daß der jetzt sich ergebende Unterschied einigermaßen verringert wird.

Aber ob es jemals dahin kommen wird, daß in allen Culturländern das Sterblichkeitsverhältniß in den verschiedenen Altersstufen und die Zahl der gleichzeitig Lebenden im Wesentlichen die nämliche ist im männlichen wie im weiblichen Geschlechte?

Bis jetzt ist für alle Culturvölker so gut wie ausnahmslos constatirt worden: 1) Daß mehr Knaben geboren werden, als Mädchen; 2) daß die weibliche Bevölkerung trotzdem die zahlreichere, weil die Sterblichkeit, namentlich in den ersten Lebensjahren, bei dem männlichen Geschlecht eine stärkere ist; 3) daß die weibliche Bevölkerung durchschnittlich eine längere Lebensdauer erreicht, als die männliche.

*) H. Schwabe in Westermann's Illust. deutschen Monatsheften. Jahrg. 1867. Grenzboten II. 1869.

Die größere Sterblichkeit des männlichen Geschlechtes vertheilt sich auf zwei Perioden, von denen die eine nur kurz, die andere aber erheblich länger ist. Zur Erklärung der größeren Sterblichkeit in der ersteren dieser Perioden — kurz nach der Geburt — fehlt noch der Schlüssel, zur Erklärung der größeren Sterblichkeit des männlichen Geschlechtes in der zweiten, längeren Periode verweist man auf die anstrengendere Beschäftigung, auf die öfteren Excesse in der Lebensweise, auf den Einfluß der Kriege und auf den selbst im Frieden Menschen verschlingenden Militäirdienst. Das sind Einflüsse, welche die Cultur abschwächen kann. Aber dazu, daß unter den gleichzeitig Lebenden das weibliche Geschlecht stärker vertreten ist, als das männliche, wirkt die größere Sterblichkeit beim männlichen Geschlecht in den ersten Lebensjahren stärker mit, als die in den betreffenden späteren Altersstufen. Und jener stärkere Factor hat mit Culturverhältnissen nichts zu schaffen.

Wir dürfen also annehmen, daß der Unterschied in den Zahlen der zugleich lebenden Personen männlichen und weiblichen Geschlechtes zwar abgeschwächt werden kann, aber nie ganz beseitigt werden wird.

Die häufigsten Eheschließungen fallen bei den Frauen in das Lebensalter zwischen 17 und 25 Jahren und bei den Männern in das Lebensalter zwischen 24 und 32 Jahren.

Fast bei allen Culturvölkern ist nun, wie die Zahl der Personen weiblichen Geschlechtes überhaupt größer ist, als die Zahl der Personen männlichen Geschlechtes, so auch die Zahl der Frauen im Alter von 17 bis 25 Jahren größer, als die Zahl der Männer im Alter von 24 bis 32 Jahren.

Es zeigt sich also beinahe überall ein beträchtlicher Ueberschuß der heirathsfähigen Personen weiblichen Geschlechtes über die Zahl der heirathsfähigen Personen männlichen Geschlechtes.

Natürliche und bis zu einem gewissen Grade unabänderliche Verhältnisse zwingen daher einen immerhin erheblichen Theil der weiblichen Bevölkerung zur Ehelosigkeit.

Man hat sich vielfach schon mit dieser Erscheinung begnügt, um die Unerläßlichkeit der Sorge für die Erweiterung des Gebietes weiblicher Erwerbsfähigkeit zu begründen. Meines Bedünkens ist diese Begründung nicht genügend. Denn keineswegs immer ist für die Frau die Ehe zugleich eine Versorgung, noch ist der ehelose Zustand an sich ein Zustand der Hülflosigkeit, oder gar des Elendes.

Das aber ist freilich nicht in Abrede zu stellen, daß, wenn es sich um Maßregeln zur Beseitigung wirthschaftlicher und gesellschaftlicher Uebelstände handelt, unter denen ein Theil der weiblichen Bevölkerung leidet, auf jenen

— man kann wohl sagen naturgesetzmäßigen — Ueberschuß der weiblichen über die männliche Bevölkerung Rücksicht genommen werden muß.

Denn übelstuirte verheirathete Frauen bedürfen einer anderen Art von Hülfe, als übelstuirte unverheirathete.

Nichts — kann man sagen — ist charakteristischer für die Culturstufe, auf welcher sich ein Volk in vergangenen Zeiten befunden hat, als das Gepräge seiner Ideale. Die wirklichen wirthschaftlichen, gesellschaftlichen und Bildungsstände selbst der gebildetsten Classe eines gegebenen Volkes sind ungemein mannichfaltig und wandelbar. Weit aus faßbarer, weil weit aus stabiler, sind die Anschauungen der Gebildetsten über diejenigen Zustände, welche ihnen am meisten wünschenswerth dünken.

Die Nachkommen unserer Nachkommen werden über die wirklichen Culturzustände ihrer Vorfahren sich unterrichten können, indem sie aus der Quelle der Statistik, die erst in unseren Tagen reichlich zu fließen beginnt, unmittelbar schöpfen. Wir haben es weit schwerer, uns über den Culturstand unserer Vorfahren zu unterrichten. Und das zuverlässigste Bild gewährt uns immer noch, was an Denkmälern der Kunst auf uns gekommen. Die culturgeschichtlich werthvollsten unter diesen Denkmälern sind jene, aus denen wir die Idealvorstellungen der Vorzeit zu lesen vermögen. Aus einer Combination solcher Ueberlieferungen ergänzen wir uns das Bild der vergangenen Wirklichkeit.

Welche Vorstellungen werden sich unsere Nachkommen machen von unseren Anschauungen über die wünschenswerthe Stellung des Weibes? Wenn sie die auf sie kommenden Ueberlieferungen richtig zu deuten verstehen, werden sie sagen, wir seien zwar auch in diesem Punkte ein nüchternes Geschlecht gewesen, aus einer Periode der Unnatur und des überschwänglichen Idealismus zurückgeleitet zu der Befähigung, die Dinge zu nehmen wie sie sind; aber wir hätten doch eine hohe und geläuterte Vorstellung von den Aufgaben des Weibes gehabt, und unsere Anforderungen an die ihm gebührende Stellung seien viel weiter gegangen, als in allen früheren Jahrhunderten. Wir hätten uns beschieden, daß nicht alle heirathsfähigen Frauen verheirathet sein können; aber wir hätten die Beseitigung aller uns überkommenen künstlichen Ehehindernisse eifrig angestrebt, wie überhaupt unsere Zeit sich auszeichne durch ein ernstes Streben danach, dem Menschen die freie Entscheidung in höchstpersönlichen Angelegenheiten thunlichst zu überlassen.

Die Ehe habe unsere Zeit vorgestellt als eine innige Lebensgemeinschaft, bestimmt, außer zur Erfüllung natürlicher Functionen, zur sittlichen Läuterung und Kräftigung beider Theile, zur Sänstigung des rauheren Mannes und zur Stütze des schwächeren Weibes; in dieser Ehe haben wir jedem Theile gleiche Rechte und jedem gleiche Pflichten dem anderen gegenüber zu-

gewiesen; unser Ideal der Frau habe sich gleich fern gehalten von dem Bilde der Herrin wie von dem der Dienerin; insoweit haben wir uns die Ehe als eine Lebensgemeinschaft vorgestellt, daß wir für diese auch wirtschaftlich hoch bedeutsame Vereinigung den Grundsatz der Cooperation festgestellt, aber es für das Erstrebenswerthe gehalten hätten, daß der Mann vorzugsweise dem Erwerb, die Frau der Erhaltung des Erworbenen und der Verwerthung desselben in der Hauswirtschaft ihre Kräfte widme. Aber wir seien fern gewesen von dem Wahne, daß die hauswirtschaftlichen die wichtigsten oder auch nur die vornehmsten Lebensfunctionen der Frau sein müßten. Und andererseits sei es uns auch nicht als ein besonderes Unglück erschienen, wenn die Frau, insoweit es ihre Natur und ihre specifischen Aufgaben gestattet, sich an der Erwerbsarbeit des Mannes theilhaftig habe.

Jene innige Lebensgemeinschaft, als welche wir uns die Ehe vorgestellt, sei uns allerdings in so schönem Lichte erschienen, daß wir in dem Wunsche, „es möge ihr eine glückliche Ehe beschieden sein“, alle unsere Wünsche für eine von uns geachtete Frau zusammengefaßt hätten, aber wir seien nicht befangen gewesen in dem Vorurtheile, daß es für die Frau außer der Ehe kein Lebensglück und keine Lebensaufgabe gebe. Im Gegentheil hätten wir uns nicht nur mit dem oben erläuterten Naturgesetz, sondern auch mit der That- sache abzufinden gewußt, daß äußere, zufällige Umstände, oft bisweilen auch sittliche Entschliefungen, welche von bewundernswerther Entsamung Zeugniß geben, für die Ehelosigkeit entscheiden.

Es sei unserer Zeit zum Bewußtsein gekommen, daß, wie die verheirathete Frau dem Schutze des Mannes anvertraut, so es die Pflicht der bürgerlichen Gesellschaft sei, der unverheiratheten Frau die Wege zu einer sorgenfreien und ehrenhaften Existenz zu ebnen; es habe uns das Bewußtsein der Pflicht erfüllt, nicht nur alle künstlichen, insbesondere gesetzlichen oder in der Gewohnheit und dem Vorurtheile wurzelnden Schranken, welche dem Weibe auf solchem Wege begegnen, hinwegzuräumen, sondern auch durch die Reform der weiblichen Erziehung die Betretung des geebneten Weges erspriesslich zu machen. Wie uns der Mann, der nicht arbeite, als verächtlich erschienen sei, — denn unser Zeitalter habe in der Arbeit eine sittigende Macht erkannt — so habe uns auch die Erziehung der Frau zur Arbeit für eine wichtige Zeitaufgabe gegolten, und minder scrupulös, als frühere Geschlechter, seien wir gewesen in der Abgrenzung des weiblichen Arbeitsgebiets; keine ehrliche Arbeit schände das Weib, und jede, deren es fähig sei, zieme ihm — so sei unsere Meinung gewesen.

Großherzige und geistvolle Männer unseres Zeitalters seien so weit gegangen, für unsere Frauen das Recht der unmittelbaren Theilnahme an der Gesetzgebung und Verwaltung in unseren politischen Gemeinwesen zu vind-

ciren. Aber diese Forderung habe in unserer Zeit noch nicht einmal Aussicht gehabt, auch nur von den Gebildeten gewürdigt zu werden; nicht jedoch Geringschätzung der weiblichen Fähigkeiten, nicht die Eifersucht der beati possidentes — der politisch allein vollberechtigten Männer —, sondern gerechte Würdigung der specifischen weiblichen Fähigkeiten und der weiblichen Neigungen sei der allgemeinen Billigung jenes Vindicationsversuches hinderlich gewesen.

Ein solches Bild — denke ich — werden unsere Nachkommen, wenn sie aus den ihnen zukommenden Ueberlieferungen zu lesen verstehen, von unseren Anschauungen über die Aufgabe und Stellung des Weibes sich entwerfen. Und, falls ihnen nicht treue Schilderungen unserer Wirklichkeit zur Seite stehen, werden sie von unseren Idealen auf jene Wirklichkeit zurückschließen.

Ob das so entstehende Bild gleich wahrheitsgetreu ausfallen wird, wie das erste?

Man gestatte mir, einige flüchtige Blicke auf die Wirklichkeit zu werfen, die uns ja Allen vor Augen steht!

In Wirklichkeit wird bei uns noch gar zu häufig und in allen Ständen nicht nur jenes vorhin erörterte Naturgesetz ignorirt, demzufolge ein erheblicher Theil der weiblichen Bevölkerung auf Eheschließung verzichten muß, sondern auch die große Mehrzahl der Töchter so erzogen, als wenn der Frauenberuf nur in der Stellung der Ehefrau erfüllt werden könne. Und doch wird es mit dieser Erziehung in der Mehrzahl der Fälle so wenig genau genommen, daß solcher Mangel häufig Ehen überhaupt, häufiger noch glückliche Ehen unmöglich macht. Eine harmonische und gründliche Erziehung für den Hausfrauenberuf würde ja auch dann vom größten Segen sein, wenn die Wahl dieses Berufes schließlich außer Betracht bleiben muß. Denn unsere Anforderungen an die Bildung einer deutschen Hausfrau sind groß und umfassend. Aber nicht für den Beruf der Hausfrau, sondern auf den Zufall hin, daß sie sich verheirathen werden, pflegt man die Töchter zu erziehen. Treffe der gehoffte Zufall ein, dann — so meint man — werde die Noth des Lebens, in welcher Form sie auch auftreten möge, das in der Vorbereitung Versäumte rasch nachholen helfen. Und, wenn das Loos anders fällt, als man hoffte, so hat man nichts zur Verfügung, als wohlfeiles Bedauern über Verfehlen des Lebenszweckes. Gerechtfertigt ist das Mitleid mit Frauen, welche nothdürftig darauf hin erzogen sind, daß sie sich verheirathen werden, wenn diese Hoffnung fehlschlägt, stets und unter allen Umständen. Solche Frauen, wenn sie den ärmeren Classen der Bevölkerung angehören, fallen nur zu leicht noch größerem Elend, wenn den wohlhabenderen Classen angehörig, mindestens dem Mißmuth und dem Lebensüberdruß oder einer völlig verkehrten Lebensanschauung anheim.

In Wirklichkeit sind wir auch noch keineswegs so weit, daß wir alle künstlichen Hindernisse der Eheschließung überwunden hätten. Carl Braun's Schrift über „das Zwangscölibat für Mittellose in Deutschland“ belehrt uns an der Hand der einschlagenden deutschen Landesgesetze, daß in den meisten Theilen unseres Vaterlandes, namentlich aber im Süden und Südwesten, zur Zeit der Entschluß der Betheiligten noch einen weitläufigen und bedenklichen Instanzenzug zu passiren hat, und daß diese künstlichen Erschwerungen unsägliches sittliches Unheil anrichten.

Das Leben in der Ehe aber gewährt noch keineswegs überall unseren Frauen die unserem Ideal entsprechende Stellung. In den wohlhabenderen Kreisen der Bevölkerung ist die Ehefrau oft nur allzumenig gebildete Hausfrau und Mutter, ohne daß die Zeit, welche der Erfüllung dieser heiligen Pflichten zu widmen wäre, etwa anderen ernsten und wichtigen Zwecken zugewendet würde. In den ärmeren Classen der Bevölkerung sehen wir nur allzuhäufig, daß bittere Noth die Frau ihrem eigentlichen Beruf entfremdet; da muß die Sorge für die Hauswirthschaft und die Kinderpflege zurückweichen vor der die Kräfte gänzlich absorbirenden Erwerbsarbeit.

Modelle für die Schilderungen aus dem Leben einer Fabrikarbeiterin, wie sie uns Jules Simon in ergreifender Weise vorführt, finden wir auch in unseren Fabrikdistricten noch massenhaft. Er schildert vergleichsweise noch glückliche Situationen, Verhältnisse, in denen dem Loose der verheiratheten Fabrikarbeiterinnen schon einige Sorgfalt zugewendet wurde. Und doch greifen uns seine Worte ans Herz. „Was fehlt denn dieser Frau, dieser Mutter noch, um glücklich zu sein?“ — fragt er. — „Es fehlt ihr die Gegenwart ihres Kindes! Wenn in der Welt Alles damit abgemacht wäre, daß man ein Dach für sein Haupt, Kleider und Nahrung hat, so könnte man gegen diese Lebensweise nichts sagen. Denn das Brod ist reichlich, die Nahrung gesund, der Körper wohl. Aber die Seele leidet: denn die Frau wird jeden Augenblick in ihrer Sittsamkeit verwundet; sie lebt fern von ihrem Ehemanne, indem sie nicht das Mittagsmahl mit ihm einnimmt und ihn erst Abends wiederfindet, wenn Beide abgejagt und erschöpft aus ihren Werkstätten kommen. Die Mutter umarmt nicht ihr Kind am hellen Tage, sie verschlingt es nicht mit ihren sehnsüchtigen Augen; sie ist nicht bei seinem ersten Stammeln zugegen; sie erfreut sich nicht an seinem ersten Lächeln . . . Wenn die Sittlichkeit ihre Reinheit und Kraft bewahren oder wiederfinden soll, so ist die erste von allen Bedingungen, daß die Frau zum Herde, die Mutter zur Wiege zurückkehre. Und selbst dann — welches Loos blüht der Arbeiterfrau? Die Glücklichen der Welt, welche sich begnügen, die Armen aus der Entfernung zu unterstützen, haben gar keinen Begriff von der Thätigkeit, welche eine Familienmutter in ihrer niederen Wirthschaft entfaltet, damit der

Mann, wenn er von der Arbeit zurückkommt, seine Entblößung nicht zu sehr fühle, damit die Kinder reinlich gehalten werden und weder Frost noch Hunger leiden. Oft ist in einem Winkel der Dachstube neben der Wiege des Neugeborenen die Lagerstätte des Großvaters, welcher nach einem harten Arbeitsleben der Sorge der Seinigen anheimgefallen ist. Die arme Frau, sie muß für Alles sorgen. Sie ist am Morgen die erste auf, die letzte in der Nacht zu Bett. Wenn ihr ein Augenblick übrig bleibt, wenn ihre alltägliche Arbeit zu Ende ist, waffnet sie sich mit ihrer Nadel und vervollständigt und bessert die Kleider der ganzen Familie aus. Sie ist die Vorsehung der Familie; sie sorgt für die kranken Mitglieder derselben, bittet die Arbeitgeber, beschwichtigt die Gläubiger, bemüht sich, das Uebermaß der gemeinsamen Noth zu decken und findet endlich mitten unter diesen Sorgen noch eine Liebesosung, noch ein Herzenswort, um ihren Mann zu erimuthigen und ihre Kinder zu trösten.“

So Jules Simon in seinem bekannten Buche „La femme ouvrière“.

Für diese Schilderung ist der Pinsel noch längst nicht in die schwärzeste Tinte getaucht. Das Bild hat noch seine lichten Seiten. Die Regel ist viel düsterer. Ich brauchte in dem Buche meiner eigenen Erinnerungen und Beobachtungen nicht lange zu suchen, um die Motive zu weit traurigeren Bildern zu finden. Die fabrikative Großindustrie bietet zu solchen Schilderungen keineswegs den dunkelsten Hintergrund. Die manufacturmäßige Hausindustrie verdient nur ausnahmsweise, daß man das Schicksal, welches sie den Arbeiterinnen bietet, über die Leiden der Fabrikindustrie stellt. Es würde mich zu weit führen, wollte ich, damit ich den Beweis dieser Behauptung erbringen kann, beispielsweise meine Leser bitten, mich in die Hütte einer erzgebirgischen Spizenklöpplerin zu geleiten.

Ungemein verschiedenartig ist auch bei uns in Deutschland, trotz im Ganzen doch ziemlich gleichartiger Culturverhältnisse, das Maß der Anforderungen, welche die Noth oder die Sitte an die Kraft der neben dem Manne im Geschäftsbetriebe thätigen Ehefrau stellt. Zwar nur ganz ausnahmsweise finden wir bei uns Zustände, wo die Rollen zwischen Mann und Frau vollständig vertauscht sind, und der letzteren die schwierigeren und wichtigeren Erwerbsfunctionen obliegen. Im Uebrigen aber sind auch bei uns alle Stufen von der völlig gleichen Theilung der Erwerbsaufgaben zwischen Mann und Frau bis zu der nur gelegentlichen und kaum sichtbaren Theilnahme der Frau an der Erwerbsarbeit vertreten. Im Ganzen finden wir, daß im Norden die Kräfte der verheiratheten Frauen mehr geschont werden, als in Mittel- und Süddeutschland. In Sachsen, Thüringen, Schwaben, Bayern, der Pfalz, kann man wohl auch der mittleren Bäuerin einmal am Pfluge begegnen; in Hannover, Braunschweig, Mecklenburg, Pommern trifft man auch die Klein-

bäuerin wohl bei der Ernte, nie aber bei der schwierigen Bestellarbeit. In der industriellen und Handelswelt sind jene localen Verschiedenheiten schon weit mehr ausgeglichen. Im Norden wie im Süden kann man in der Cigarrenfabrik am gleichen Tische Mann und Frau, in der Weberei, wo diese noch manufacturmäßig betrieben wird, den Weber und die Weberin je an einem besonderen Webstuhle, in der Schuhmacherei die Meisterin neben dem unterm Anriemen arbeitenden Meister mit Einfaßarbeit, oder an der Nähmaschine beschäftigt finden, und hier wie dort sehen wir den Krämer sein Geschäft unter regelmäßiger Assistenz seiner Frau betreiben.

Hier wie dort beobachten wir bald maßlose Ueberbürdung, bald den Kräften völlig entsprechende maßvolle Beschäftigung der Frau mit den Erwerbsarbeiten, von denen wir annehmen, daß sie eigentlich der Mann sich allein vorbehalten sollte.

Die Betheiligung der Ehefrau an dem Geschäft ihres Mannes, oder an der Erwerbsarbeit überhaupt hat bei uns kaum mit irgend welchen Vorurtheilen zu kämpfen.

Die nämlichen Arbeiten aber, welche die Sitte der Frau, als der Gehülfin ihres Mannes ganz unbedenklich gestattet, versagt ein barbarisches Vorurtheil noch vielfach der unverheiratheten Frau als selbständiger Unternehmerin. Und nicht nur ein grausames Vorurtheil, sondern da, wo es dem Geiste unserer Zeit noch nicht gelungen ist, das altfränkische Bollwerk des Zunftwesens völlig zu brechen, oft auch ein grausames Gesetz.

Bald die Gesetzgebung, bald thörichte Vorurtheile schränken das Gebiet für die Bethätigung der weiblichen Arbeitskraft bei uns noch ganz erheblich ein.

Tausende von deutschen Arbeiterinnen verwerthen in Paris ihre Arbeitskraft in von Frauen begründeten und geleiteten gewerblichen Unternehmungen, welche hier zu Lande als die ausschließlichen Domainen männlicher Unternehmer und Gehülfen-Arbeit betrachtet werden. Oder was würde man dazu sagen, wenn hier eine Frau eine Schneider- oder Schuhmacher-Werkstatt für Männerkleider und Schuhe errichten und im Wesentlichen mit weiblichen Gehülfen besetzen wollte? In Paris sind 12,000 Frauen in der Schuhmacherei, 16,000 in der Weißzeugnäherei, Tausende bei der Fertigung von Männerkleidern, beim Poliren und Lackiren von Holzmeubels, in der Marmorschleiferei, in der Shawlweberei u. s. w. beschäftigt. Unendlich mannichfaltig sind dort schon jetzt die Gebiete, auf denen die Verwendung der Frauenarbeit durchaus nichts Anstößiges hat, und namentlich der Frauenarbeit nicht das Hinderniß kleinen Concurrrenzneides entgegentritt. Die Zahl dieser Gebiete vermehrt sich von Tag zu Tage.

Wie eng begrenzt ist dagegen das Erwerbsgebiet, auf welchem sich bei uns unverheirathete Frauen bewegen können!

Im Fache der persönlichen Dienstleistungen haben sie nur Zutritt zum Dienstbotengewerbe, zur Krankenpflege, zum Lehr- und Erziehungsberuf, zu gewissen künstlerischen Dienstleistungen. Verschlossen ist ihnen der ärztliche Beruf; nur ganz ausnahmsweise, wie wir später sehen werden, verwendet man Frauenkräfte in den verschiedenen Verkehrsgewerben, in Bibliotheken und Schreiberstuben.

Auf dem Gebiete der Gütererzeugungsgewerbe ist es einmal die Landwirthschaft, welche regelmäßig weibliche Hilfskräfte beansprucht; dann sind es einige — jedoch sehr wenige — Gruppen von Gewerben, die manufactur- oder handwerksmäßig betrieben zu werden pflegen, in denen die Arbeitskraft unverheiratheter Frauen Verwendung findet, und endlich sämtliche Zweige der Fabrikindustrie, in denen Frauenkräfte entweder ausschließlich, oder doch neben den Kräften der Männer verwerthet werden können.

In den Handelsgewerben sehen wir unverheirathete Frauen fast nur als Verkäuferinnen in Detailgeschäften, höchst selten am Comtoir oder an der Casse verwenden.

Drei Gruppen sind es vornehmlich, in welche sich bei uns das Groß der unverheiratheten Arbeiterinnen theilt. Wir finden sie vornehmlich als Dienstboten, als Lehrerinnen und Erzieherinnen, als Fabrikarbeiterinnen.

In diesen drei Berufszweigen ist, sehr zu Ungunsten der Betheiligten, das Angebot meist erheblich größer, als die Nachfrage; in keiner dieser Branchen die Situation der Betheiligten besser, als höchstens mittelmäßig.

Ich will es nicht unternehmen, bis ins Einzelne jene düsteren und traurigen Verhältnisse zu schildern, unter welchen das Groß unserer Arbeiterinnen sein kümmerliches Dasein dahinbringt. Ich will es nicht versuchen, die Schäden aufzudecken, unter denen viele Tausende und aber Tausende unserer unverheiratheten Frauen verkümmern, weil sie sich einem jener Berufszweige zugewendet haben, in denen die Concurrenz so ungünstig ist, oder weil sie sich, Dank der Tyrannei des Vorurtheils, überhaupt keinem bestimmten regelmäßigen Berufe, der ihren Neigungen und Kräften entsprochen haben würde, zuwenden konnten. Das Alles sind ja bekannte Dinge.

Es galt nur, dem Ideale die Wirklichkeit entgegenzuhalten. Und daß die letztere dem ersteren so wenig entspricht, — das ist's eben, was den Inhalt der in unseren Tagen so viel erörterten Frauenfrage ausmacht.

Weiter aber klar erkennen müssen wir die Ursachen des großen Abstandes zwischen Ideal und Wirklichkeit.

Warum — so müssen wir fragen — warum ist es Regel, die Töchter Grenzboten II. 1869.

nur auf die Chance der Eheschließung hin und doch auch für die der Ehefrau wartenden Aufgaben mangelhaft zu erziehen?

Warum ist bei uns die erfolgreiche Theilnahme der Ehefrau an der Erwerbsarbeit des Mannes, selbst wenn diese Theilnahme durch die Umstände geboten erscheint, vergleichsweise selten?

Warum ist die Zahl der Berufsarten, denen sich bei uns alleinstehende Frauen zuwenden können, so außerordentlich beschränkt?

Warum ist das Loos der Frauen, welche sich den Frauenhänden ausschließen, oder in Concurrenz mit Männerarbeit, ganz regelmäßig überlassenen Berufszweigen zuwenden, bei uns vergleichsweise so überaus beklagenswerth?

Es läßt sich nicht verkennen, daß diese Erscheinungen untereinander in einem gewissen ursächlichen Zusammenhange stehen. Sie wurzeln allesammt in gemeinschaftlichen Grundursachen.

Als solche möchte ich bezeichnen: gewisse Mängel in der Methode der öffentlichen weiblichen Erziehung; tief eingewurzelte, weitverbreitete, nur historisch zu begründende Vorurtheile über die Lebensstellung der Frau; diesen Vorurtheilen entsprungene, die wirtschaftliche Freiheit der Frau zu Gunsten des Mannes beschränkende Gesetze, und wo diese auch längst beseitigt sind, ihre Nachwirkungen; endlich Mangel an Verständniß der wirtschaftlichen Naturgesetze.

Es ist nicht zu verwundern, daß die Methode der öffentlichen weiblichen Erziehung viel zu wünschen läßt. Ist es doch kaum hundert Jahre her, daß man es überhaupt für der Mühe werth hält, nach Grundsätzen für die Erziehung des heranwachsenden Geschlechtes zu suchen! Ist es doch z. B. eine völlig moderne und eben deshalb noch keineswegs in Fleisch und Blut übergegangene, noch weniger aber consequent erfüllte Forderung, daß die Volksschule nicht eine einseitige Verstandesabrichtungs-, sondern eine harmonische Bildungsanstalt für alle Kräfte des Menschen sein müsse! Schwanken doch die Meinungen der Berufenen über die Realisirung dieser Forderung auch in der Pädagogik des männlichen Geschlechtes! Oder wüßten wir etwa nicht, daß z. B. die Vorkämpfer frühzeitig beginnender Berufsbildung den Vertretern der die zufällige spätere Berufswahl außer Acht lassenden allgemein menschlichen Erziehung schroff und unveröhnt gegenüberstehen?

Ich neige mich zu der Annahme, daß in der Methode der weiblichen Volkserziehung eher zu viel, als zu wenig, eher zu früh, als zu spät, an den künftigen Beruf gedacht, und daß dieser künftige Beruf nur zu häufig lediglich im Ehestandsberufe gesucht wird. Täusche ich mich nicht, so ist die Gle-

mentarschule für das weibliche Geschlecht zu wenig auf die harmonische und gründliche Entwicklung aller Kräfte der Zöglinge bedacht, und fehlt es in den höheren weiblichen Bildungsanstalten überhaupt häufig nur zu sehr an, der Beobachtung des menschlichen Geisteslebens abgelauchten Erziehungsmaximen. Es will mich bedünken, als werden in der Leitung unserer elementaren Töchter Schulen dem weiblichen Gemüthe vielfach zu große, dem Willen aber und dem Verstande zu geringe Zumuthungen gestellt, um als dominire in den höheren Töchteranstalten statt eines wohlüberlegten, rücksichtslos consequenten Erziehungssystems viel zu sehr das mit der Mode wechselnde Maß von Anforderungen, welche die Eltern an die Bildung ihrer Töchter stellen.

Weit entfernt bin ich, dem Vorwurfe, daß die weibliche Erziehung zu wenig praktisch sei, so wie er gemeint ist, ohne Weiteres zuzustimmen. In die Elementarschule und in die höhere Töcherschule, soweit sie nicht Berufsschule ist, Bildungsstoffe und Uebungen einzuführen, die nicht auf den ganzen Menschen, sondern auf einzelne specielle, möglicherweise später zu verwerthende Fähigkeiten berechnet sind — das pflegt man „praktisch“ zu nennen. Aber man vergißt, daß es sehr fraglich ist, ob die Zukunft der Schülerin wirklich verstattet, die angelernte specielle Fertigkeit zu verwerthen.

Die Elementar-, ebenso wie die höhere Töcherschule sollte von jedem etwaigen künftigen Beruf abstrahiren und ihr Augenmerk darauf richten, die Schülerinnen durch harmonische Entwicklung aller Kräfte für jeden Beruf geschikt zu machen.

Wie für das männliche, so mögen dann auch für das weibliche Geschlecht besondere fachliche Bildungsanstalten auf der gewonnenen allgemeinen Bildungsgrundlage in den der Verschiedenartigkeit des Bedürfnisses entsprechenden Formen weiterbauen. Für diejenigen Schülerinnen, welche frühzeitig sich der Erwerbsthätigkeit zuwenden müssen, bedarf es der Fachschulen mit stark beschränktem Pensum, ähnlich den an vielen Orten bereits bestehenden Lehrlings-Sonntags- und Industrie-Schulen; für solche, denen die äußeren Verhältnisse noch längere Muße verstaten, sind Bildungsanstalten nach Art unserer technischen Hochschulen und Universitäten unerlässlich. Leicht möglich, daß eine glückliche Combination zwischen Polytechnicum und Universität für die weibliche Berufsbildung uns Männern den Weg zeigt, wie auch wir die bestehende widernatürliche Kluft zwischen jenen beiden Bildungsanstalten auszufüllen vermögen.

Wäre die weibliche Erziehung, von der ein Mann wie Sir Robert Kane nicht mit Unrecht erklärt, sie dünke ihm fast noch wichtiger als die männliche, erst einmal nach diesen, freilich nur flüchtig hingeworfenen Grundzügen geregelt und in die eben angedeuteten Formen gebracht, so würde der

glücklichen Lösung der wichtigen Zeitfrage schon sehr wirksam vorgearbeitet sein.

Hand in Hand mit solchen Reformen aber muß der eifrige Kampf gehen gegen das tiefeingewurzelte Vorurtheil, daß die Betheiligung der Frau an der Erwerbsarbeit des Menschengeschlechtes überall auf die engen Grenzen beschränkt bleiben müsse, auf die wir sie zur Zeit fast überall beschränkt sehen. Es gibt gewichtige, ja meiner Ueberzeugung nach unüberwindliche Gründe gegen die Gestattung der weiblichen Concurrenz im politischen Leben*), und gewisse Gebiete der wissenschaftlichen Forschung, selbst des künstlerischen Schaffens werden den Frauen aus natürlichen Gründen immer verschlossen bleiben, oder der Betheiligung von Frauenkräften nie erhebliche Fortschritte zu danken haben.

Nichts aber befugt uns, anzunehmen, daß im Interesse unseres Culturfortschrittes auch da, wo die Frau offenbar fähig ist, die Concurrenz mit dem Manne zu bestehen, oder da gar, wo ihre Arbeit offenbar der des Mannes überlegen ist, die selbständige Bethätigung der Frauenkraft eingeschränkt werden müsse.

Ein grausames Vorurtheil ist es, daß die Frau nur dem häuslichen Berufe gehöre, der doch einer großen Anzahl von Frauen aus natürlichen Gründen verschlossen ist; oder daß ihr nur zu einer gewissen Zahl von wissenschaftlichen, künstlerischen und gewerblichen Leistungen Zutritt zu gestatten sei, während man doch sieht, daß innerhalb dieses so eng begrenzten Leistungsbereiches ein übermäßiges Angebot den Erwerb fort und fort schmälert; oder daß, wenn die weibliche Arbeitskraft weitere Erwerbsgebiete aussuche, sie sich anständiger Weise unter männliche Procura begeben müsse, während sie sich doch zur selbständigen Unternehmerleistung ebenso befähigt erweist wie zur Gehülfenleistung.

Es ziemt unserer Zeit nicht, solche Vorurtheile zu pflegen. Rossagen müssen wir uns davon so bald und so gründlich als möglich. Frei bekennen und Zeugniß ablegen dafür müssen wir, daß es unsere Ueberzeugung ist, berechtigt sei die Frau zu jeder Arbeit, deren sie fähig ist.

Und dieses Bekenntniß, wenn es das Vorurtheil gebrochen, wird auch die künstlichen Hindernisse, welche in der Form beschränkender

*) Die Mehrzahl der Frauen, namentlich der verheiratheten, wäre aus natürlichen Gründen an der Erfüllung politischer Pflichten, z. B. am Erscheinen vor der Wahlurne, häufig gehindert. Wenn die verheiratheten Frauen, der natürliche Beeinflussung durch den Ehemann, z. B. bei Wahlen, gehorchen, so änderte sich an dem Resultate, im Vergleich mit jetzt, durchaus nichts. Setzen sie jenem Einflusse Widerstand entgegen, so wird die Zahl der unglücklichen Ehen vermehrt, ein Keim zu perpetuirlichem Unfrieden in den Schooß der Familien gelegt. Warum verschließen die Vorkämpfer der politischen Frauen-Emancipation vor diesen wenn auch trivialen, so doch nicht minder zutreffenden Einwendungen ihre Augen?

Gesetze der freien Bethätigung der Frauenkraft noch im Wege stehen, über den Haufen werfen, oder die Gewohnheiten, welche früher solche Gesetze hervorgerufen, beseitigen. Auch das Letztere thut noth. Denn nicht nur bestehende „Gesetz und Rechte“, sondern auch formell beseitigte „erben sich“ gar oft noch „wie eine ew'ge Krankheit fort“, zumal, wenn die formelle Gesetzesänderung eingetroffene Vorurtheile wider sich hat. — Nicht nur mit der Methode der Frauenerziehung, nicht nur mit thörichten Vorurtheilen, für die man einen Grund zu suchen gar nicht für nöthig hält, nicht nur mit bestehenden und mit den Nachwirkungen beseitigter Gesetze haben diejenigen den Kampf zu bestehen, welche entschlossen sind, der Frauenwelt eine glücklichere Zukunft bereiten zu helfen.

Auch mit dem Gewicht angeblich wirthschaftswissenschaftlicher Argumente tritt man uns entgegen. Und hinter diese Argumente, so unhaltbar sie sind, verschanzt sich doch unbefehends ein gar großer Theil unserer Gegner. „Was Anderes, als die Verdienstverkürzung auf beiden Seiten kann die Folge von Maßregeln sein, welche Arbeitsgebiete, die bisher den Männern vorbehalten waren, den Frauen eröffnen?“ so ruft man uns entgegen. „Muß das durch die Frauen verstärkte Arbeitsangebot nicht die Preise der Erzeugnisse und Leistungen und also den Verdienst der Producenten drücken?“

Mit welcher Unfehlbarkeit und Siegesgewißheit dieser Einwand auch erhoben wird — es bedarf nur eines Wortes, um ihn zu Falle zu bringen. Wenn die Männer die unumschränkten und privilegierten Beherrscher der Erwerbsarbeit sind — wer muß denn die Frauen, die nicht erwerben, oder nur einen geringen Theil ihres Bedarfs durch ihren Verdienst decken, schließlich ernähren, wenn nicht die Männer? Angenommen, nicht zugegeben, daß eine vielleicht plötzliche Mitbesiedelung jener Gebiete durch die Frauen die Löhne schmälerte — könnte sie dieselben um mehr schmälern, als was bisher die Männer von ihren höheren Löhnen zur Erhaltung der nichtarbeitenden Frauen in der einen oder anderen Form abgeben mußten?

Wird aber die Wirkung der Beseitigung des die Frauenarbeit einschränkenden Vorurtheiles nicht vielmehr die sein, daß sich die Frauen ganz neue Arbeitsgebiete schaffen, und unter den alten sich derer bemächtigen, die für ihre Anlagen und Fähigkeiten vorzüglich geeignet sind? Daß sich die Männer den vorzugsweise für sie geeigneten Aufgaben mit um so größerer Widmung und um so besserem Erfolge hingeben können? Und wer hat jemals beobachtet, daß eine Vervielfältigung der Production an sich die Preise und also die Löhne drückt? Sind wir irgendwo schon an der äußersten Grenze der Bedürfnißsteigerung und der Naturausbeutung angelangt? Schmälert es den Verdienst von tausend Arbeitern, daß tausend weitere Arbeiter in

derselben Branche in Thätigkeit treten, wenn gleichzeitig die Nachfrage nach dem Product so sehr steigt, daß sie statt zwei- dreitausend Arbeitern Beschäftigung geben könnte? Wer hat die Kühnheit, zu behaupten, daß, Freiheit der Arbeit, des Handels und Verkehrs vorausgesetzt, irgendwo die Vermehrung der thätigen Arbeitskräfte eine Theilung anstatt einer Vermehrung der Arbeitsaufgaben zur Folge haben müsse? Ist nicht das Vorurtheil, daß die Einführung von sogenannten arbeitsparenden Maschinen Arbeiter brodlos mache, sowie das andere, daß die Zunahme der Bevölkerung Verarmung zur Folge haben müsse, längst überwunden? Und beruhten nicht jene Vorurtheile genau auf denselben fehlerhaften Grundlagen, wie das, mit welchem man uns jetzt entgegentritt? —

Aber noch in einer anderen Beziehung hemmt die Unkenntniß der Gesetze des Wirtschaftslebens die Beseitigung bestehender Mißstände auf dem Gebiete der Frauenarbeit. Selbst da, wo das Vorurtheil gegen die Erwerbsthätigkeit der Frauen längst geschwunden ist, z. B. in manchen Zweigen der Fabrik- und der manufacturmäßigen Großindustrie, gewahren wir solche, und oft zwar himmelschreiende Mißstände und Gebrechen. 12- bis 15-stündige Arbeit, Arbeit bei Tag und Nacht, Arbeit unter männlicher, anstatt weiblicher Aufsicht, Arbeit im Zeitlohn statt im Stücklohn, äußerste Rücksichtslosigkeit in der Behandlung der Arbeiterinnen, keine Sorgfalt für die Wohnungs- und Ernährungsweise derselben, keine Fürsorge für angemessenes Unterkommen und angemessene Unterhaltung in den spärlichen Freistunden! Und worauf sonst, als auf die entsetzlichste Verblendung der Unternehmer, welche in dem Wahne leben, es fromme ihnen, die ihnen günstige Concurrenz des Arbeitsangebotes maßlos auszubeuten, sind diese Mißstände zurückzuführen? Ist es doch oft, als wenn für das Verständniß der einfachen Wahrheit, daß — ich will gar nicht sagen dem Lohne, aber der Art, wie der Unternehmer seine wirtschaftliche Aufgabe seinen Gehülfen gegenüber aufsaßt und erfüllt, die Leistungen der Letzteren in Menge und Güte genau entsprechen, als wenn — sage ich — für das Verständniß dieser Wahrheit auch den intelligentesten Unternehmern völlig das Organ fehlte. Denn auch die augenscheinlichsten, handgreiflichsten Belege machen dafür nur ganz allmählich und in seltenen Fällen wirksame Propaganda. —

Wir haben das Problem, welches unserer Zeit in der sogenannten Frauenfrage gestellt ist, wir haben den Boden kennen gelernt, welchem jene Zustände entwachsen sind, die es zu beseitigen gilt. Es bleibt uns die Frage nach den Mitteln zur Lösung des Problems zu beantworten.

Irrthümer, Unkenntniß, Vorurtheile sind es, die wir zu bekämpfen haben. Diese Feinde überwindet man nicht im ersten Ansprung. Allmählich haben sie ihr Terrain besetzt. Allmählich, Schritt für Schritt, muß man sie

daraus verdrängen. Es sind Feinde besonderer Art. Sie gebieten über Millionen; sie sind groß geworden mit unserer ganzen Culturgeschichte. Sie sind nicht mit List, nicht mit Gewalt zu überwinden, auch bestechen kann man sie nicht. Ueberzeugen kann man sie allein in langsamer Gedankenarbeit, überzeugen durch Schrift und Wort und Beispiel. Und hat man sie überzeugt, dann hat man gewonnen.

Einzelne hervorragende Geister haben es bisweilen vermocht, mit ihrer göttlichen Einzelkraft culturfeindliche Mächte zu überwinden und dem Fortschritt gebieterisch neue Bahnen zu ebnen. Aber Jahrhunderte erst gebären bisweilen einen solchen Heroen des Geistes. In einer unthätigen Messias-hoffnung die eigene Läuterungsarbeit zu versäumen — das ist nicht die Art unseres raschlebenden und rührigen Geschlechtes.

Was der einen reichbegabten, mit schöpferischem Genie ausgestatteten Kraft zuweilen gelingt, sollte das nicht stets einer wohlorganisirten Vereinigung rühriger, gemeinnütziger, klarblickender Geister auch gelingen?

Gewiß — aber auch nur einer solchen. Schulter an Schulter in Reih und Glied, der gleichen Parole gehorchend — so nur wird es uns möglich sein, jene feindlichen Mächte zu überwinden.

Genossenschaftliches Zusammenwirken — das ist es auch hier, was Noth thut. Einzelbestrebungen verrinnen im Sande. Nur mit vereinten Kräften läßt sich das große Problem erfolgreich angreifen.

Es ist nicht die Sache der Frauen, um die es sich hier handelt; es ist die Sache der Cultur. Deshalb mögen sich Frauen und Männer in solchen Vereinen zusammenfinden, welche sich die Lösung der Frauenfrage zur Aufgabe machen. Es findet sich Arbeit für die vereinten Kräfte und specifische Arbeit bald für die Einen, bald für die Anderen.

Die maßgebenden Ideen sind in den Vereinen selbst zur Klarheit zu bringen und von Vereinswegen zu propagiren durch Schrift und Wort. Je größer die Zahl der Vereine, je mannichfaltiger ihre Gebiete, je geschlossener ihre Organisation, um so mächtiger und siegreicher wird der Gedanke, der sie alle beseelt.

Sobald, als das Ziel klar vor aller Genossen Augen steht, mag man nicht säumen, vom Worte überzugehen zur That. Man mag sich trösten, wenn die zur Zeit möglichen Thaten zu dem Umfange dessen, was man will, in keinem Verhältnisse stehen. Man mag sich auch wappnen gegen den Spott, der an solchem Mißverhältniß einen bequemen Anknüpfungspunkt findet.

Die erste That mag ein schwacher Nothbehelf sein. Als solcher erscheint mir stets die Errichtung sogenannter Frauen-Bazars. Wenn der Bazar

wirthschaftlich berechtigt sein soll, muß er Artikel, nach denen bereits Nachfrage vorhanden ist, oder geweckt werden kann, und die in der Vereinzelung schlecht verkäuflich sein würden, in reichem Assortiment zu verständig calculirten Preisen anbieten, muß er entweder ständiger Arbeitgeber, oder der Verkaufsvermittler einer wohlorganisirten Arbeiterinnen-Gesellschaft sein. Für den Anfang aber mag er nur zeigen, was Frauenarbeit leisten kann, mag er durch die Vermittelung des Verkaufes von im Einzelnen schwer verkäuflichen Artikeln die gelegentlichen Abgeberinnen zu regelmäßigen Lieferantinnen machen; mag er dienen als Mittel zur Rundmachung der specifischen Nachfrage und zur Normirung des Angebotes.

Das Arbeits-Nachweisungs-, oder Stellenvermittlungsbureau — in der Regel auch eine der ersten Unternehmungen solcher Vereine, wie wir sie hier im Auge haben — kann ja augenscheinlich nicht unmittelbar Arbeitsgelegenheit schaffen. Aber es tritt wenigstens zweckmäßig an die Stelle gewissensloser Commissionaire, und es vermittelt die Kenntniß der augenblicklichen Qualität und Stärke der Nachfrage und des Angebotes in Frauenarbeiten. Verständig verwaltet bringt es die rechte Kraft an den rechten Platz. Es gewährt einen tiefen Einblick in Verhältnisse, deren Kenntniß für die praktische Wirksamkeit des Vereins unerläßlich ist.

Die Gründung von Frauen-Asylen, theils zur angemessenen Unterbringung zeitweise unverschuldet unbeschäftigter Frauen, theils als Locale für angemessene gesellige Erholung beschäftigter Arbeiterinnen der verschiedenen Stände in ihren Mußestunden, werden sich in größeren Städten überall bewähren, wenn sie mit Verständniß und Tact eingerichtet sind.

Die Einführung der Frauenarbeit in die Werkstätte oder das Atelier stößt, wenn bis dahin dort nur männliche Arbeiter beschäftigt wurden, auf Schwierigkeiten, die oft unüberwindlich scheinen. Aber unzweifelhaft gelingt auch dies energischer und verständig vermittelnder Vereinsthätigkeit leichter, als der Einzelkraft. Der weitaus günstigste Fall ist der, wenn die Gründung von Productivgenossenschaften zu ermöglichen ist. Aber das Geschäft muß klein beginnen, wenig Capital und nur denjenigen Grad von Fertigkeit erfordern, den man auch bei nicht specifisch vorgebildeten Frauen findet. Denn für die specifische Vorbildung fehlt eben zur Zeit noch meist die Gelegenheit. Auf diesem Gebiete mag man sich hüten, vor jeder Anregung zu Unternehmungen, die nicht die Garantie des Gelingens in sich tragen. Bietet sich aber eine solche günstige Gelegenheit, so kann der Verein ihre Verwerthung trefflich vermitteln.

Die Einwirkung auf die Staatsverwaltung mit der Absicht, daß sie in ihrem Bereiche der Frauenarbeit diejenigen Gebiete eröffne, in welchen die letztere füglich verwandt werden kann, also z. B. Frauen im

Post-, Telegraphen- und Eisenbahndienst verwende, gelingt ohne Zweifel Vereinen besser als Einzelnen.

Vereine sind es auch, welche, je mächtiger und geschlossener sie dastehen, um so entschlossener es wagen dürfen, ihren Einfluß auf die öffentliche weibliche Erziehung geltend zu machen. Und, wenn ihnen irgend die Mittel zu Gebote stehen, mögen sie nicht vor der Aufgabe zurückschrecken, weibliche Erziehungsanstalten selbst zu begründen, seien dies nun Elementar- oder Fortbildungs- oder Fachschulen, seien die letzteren Fachschulen niederer oder höherer Art, eingerichtet zur Vorbereitung auf einzelne bestimmte Berufswege, oder auf ganze Gruppen von solchen.

Vereine sind es, die am wirksamsten die Rechte und gerechten Ansprüche der gesamten arbeitenden Frauenwelt nach allen Richtungen hin vertreten können. Sie gewinnen so eine große und weitverzweigte Clientel. Und wo wären lohnendere Aufgaben für die Kraft eines Sachwalters zu finden?

Vereine eigenthümlicher Art endlich sind das einzige Mittel, der Noth der bereits am sichersten in der Erwerbsarbeit eingebürgerten Frauen, der Arbeiterinnen in der Großindustrie, abzuhelpen. Solche Fabrikantenvereine, lediglich bestimmt, den Genossen ihr Interesse an dem physischen und sittlichen Wohlergehen der Gehülfen vor Augen zu führen, ihnen die Kenntniß solcher Maßregeln, welche am erfolgreichsten jenem Zwecke dienen, zu verschaffen, sie zu gegenseitigem Wettstreit anzuapornen, können, wie die berühmte Société industrielle in Mülhausen zeigt, ein gutes Theil zur Lösung der sogenannten Frauenfrage beitragen.

So hätten wir denn in flüchtigen Umrissen auch die Mittel uns vorgeführt, welche die Lösung der großen Zeitfrage herbeizuführen geeignet sind.

Es ist tröstlich, zu gewahren, daß überall im civilisirten Europa und auch jenseits des Oceans rüstig Hand ans Werk gelegt, von jenen Mitteln der ausgiebigste und meistens ein erfolgreicher Gebrauch gemacht wird.

Eine ausgezeichnete, hochgebildete Frau ist es, welche uns in dieser Vollständigkeit zum ersten Male die Frage beantwortet hat: was ist bisher zur Lösung der sogenannten Frauenfrage geschehen?

Man gestatte mir zum Schlusse, daß ich einem Vortrage, den die Secrétairein des Berliner Vereins zur Förderung der Erwerbsthätigkeit des weiblichen Geschlechtes, Fräulein Jenny Hirsch, in der vorjährigen Generalversammlung dieses Vereins gehalten hat, die bemerkenswertheften historischen und statistischen Daten entlehne und diesen Mittheilungen Einiges anfüge, was ich aus eigener Anschauung oder anderen Quellen entnommen.

Die Verfasserin macht vor allen Dingen auf die sehr bemerkenswerthe Erscheinung aufmerksam, daß beinahe gleichzeitig in den verschieden-

sten Theilen von Europa und der neuen Welt an die Lösung der sogenannten Frauenfrage Hand angelegt worden sei — ein Beweis für das überall dringend empfundene Bedürfnis, eine Mahnung für diejenigen unter den Verufenen, welche noch säumen, ihre Kräfte der großen Bewegung zu widmen.

In Petersburg war man zur Zeit der Berichterstattung mit der Herausgabe einer Frauenzeitung, mit der Begründung eines Arbeitsnachweisungsbureaus, einer Gewerbeschule und eines Lesezimmers für Frauen beschäftigt. Zwei junge Russinnen waren damals im Begriff, sich für den ärztlichen Beruf auszubilden. Wir erinnern uns Alle noch der Nachricht von der im Jahre 1867 stattgehabten Doctorpromotion des Fräulein Nadeschda Kuslowa an der Universität zu Zürich.

In Skandinavien knüpft sich Alles, was in neuerer Zeit zur Verbesserung der Stellung der Frauen geschehen, an den Namen der schwedischen Schriftstellerin, Friederike Bremer, die mit unermüdlichem Eifer für die rechtliche und gesellschaftliche Befreiung ihres Geschlechts gekämpft und das Glück gehabt hat, in grundsätzlichen Reformen der weiblichen Erziehung, in der Beseitigung gesetzlicher Beschränkungen der Frauenarbeit, in der üblich gewordenen Verwendung von Frauenkräften im Post-, Eisenbahn- und Telegraphendienst günstige Erfolge ihrer vielfachen Bemühungen noch zu erleben.

Von Belgien und Holland weiß Fräulein Hirsch wenig zu berichten; daß in der Schweiz die Frauenfrage nicht zu den dringlichen Tagesfragen gehört, scheint ihr erklärlich, da dort in vielen und besonders blühenden Zweigen der Großindustrie — der Uhrenfabrikation, der Strohflechtere, Seidenbandweberei, Weißfeinstickerei und Bijouteriewaarenfabrikation — schon seit geraumer Zeit Frauenkräfte lohnende Beschäftigung finden, und die anderwärts gegen die gewerbliche Mitwirkung der Frauen bestehenden starren Vorurtheile längst überwunden sind.

In Frankreich trifft das Letztere, wie bekannt, noch in höherem Maße zu. Hier in der That hat die Frau Zutritt zu jeder Arbeit, deren sie fähig ist. Wir wissen, daß in verschiedenen Gewerben beschäftigte Arbeiterinnen den zehnten Theil der Bevölkerung von Paris ausmachen. Die französische Abtheilung der 67er Weltausstellung hatte fast in allen Gruppen wahrhafte Triumphe der Frauenarbeit aufzuweisen, und mit Vergnügen wird sich jeder Besucher des Ausstellungspalastes jener kleinen Werkstätten erinnern, in denen Frauen mit wunderbarer Geschicklichkeit und Anmuth, hie und da unterstützt durch sinnreiche Werkzeugmaschinen, die mannichfaltigsten industriellen Arbeiten verrichteten.

Nichtsdestoweniger vernehmen wir fort und fort aus dem Munde un-

befangener Beurtheiler französischer Zustände die Klage, daß bei diesem unserm Nachbarvolke, welches sich so gern seines Plazes an der Spitze der Civilisation rühmt, die weibliche Erziehung so gut wie Alles zu wünschen läßt, in den unteren Ständen ebenso wie in den höheren.

Auch die bei uns übliche weibliche Erziehung ist — ich suchte dies an anderer Stelle zu constatiren — in vielen Stücken mangelhaft. Aber das Durchschnittsniveau der Bildung unserer Frauen in Stadt und Land, in allen Lebenskreisen, steht doch offenbar höher als das der französischen, die zum größten Theile noch auf die dürftigen Leistungen geistlicher Ordenschulen beschränkt sind. Nur zu leicht lassen wir uns in unserem Urtheile zu Gunsten des Bildungszustandes französischer Frauen blenden durch das, was wir in Pariser Werkstätten beobachten und aus diesen hervorgehen sehen. Aber das ist mehr natürliche Anlage und angeborener Geschmaç, als die Frucht sorgsamer Erziehung, und Paris ist nicht Frankreich, die Pariser Industriearbeiterinnen bilden doch nur einen sehr kleinen und einen ganz absonderlichen Bruchtheil der weiblichen Bevölkerung des Kaiserreichs.

Die neueren, namentlich von dem derzeitigen Unterrichtsminister Duruy angeregten Bestrebungen auf dem Gebiete der Frauenfrage sind deshalb auch vorzugsweise auf eine gründliche Reform der weiblichen Erziehung, der elementaren, wie der höheren Bildungsanstalten, gerichtet. Und selbst von diesen Bestrebungen kann man nicht Notiz nehmen, ohne sich von der Befürchtung beschleichen zu lassen, daß es dabei weit mehr auf einseitige, schablonenmäßige Dressur, als auf gründliche und harmonische Durchbildung abgesehen sei.

Wir können in Paris lernen, welcher großen Ausdehnung das gewerbliche Arbeitsgebiet der Frauen fähig ist; aber, wenn wir nach Vorbildern einer zweckmäßigen weiblichen Erziehungsmethode suchen, dürfen wir unsere Blicke gewiß nicht nach Frankreich wenden.

Beschränken sich in Frankreich die auf die Verbesserung der Stellung des weiblichen Geschlechtes gerichteten Bestrebungen fast lediglich auf einige theils von gemeinsinnigen Privatpersonen, theils von Staatswegen unternommene und auf die weibliche Bevölkerung von Paris berechnete Versuche von noch ziemlich jungem Datum, so darf es nicht Wunder nehmen, daß jenseits des Canals, in Großbritannien, die Bewegung ungleich tiefere Wurzeln geschlagen, ungleich breiteren Boden gewonnen hat. Hat sich doch in Großbritannien schon seit geraumer Zeit die Stellung der Frau völlig anders gestaltet, als auf dem Continent! Spielen doch dort, keineswegs erst seit heute und gestern, die privatrechtlich stärker als irgendwo bevormundeten Frauen im öffentlichen Leben eine weitaus bedeutendere Rolle, als irgendwo sonst! Sind doch dort früher als andernwärts, und gründlicher, nach unse-

rem Geschmack fast zu gründlich, die Vorurtheile beseitigt, welche das Weib in die stillen Kreise, wenn nicht gerade des Familien-, so doch des Privatlebens verweisen! Ist doch nirgends der genossenschaftliche Geist lebendiger, schöpferischer als in Großbritannien, und bemächtigt er sich doch nirgends rascher und ernstlicher aller sogenannten socialen Zeitfragen! In einem Lande, wo eine Miß Fry und eine Miß Mary Carpenter Unvergleichliches für die Reform des Gefängnißwesens geleistet, eine Miß Florence Hill und Miß Louisa Troining für die Einrichtung von Armen- und Rettungshäusern ganz neue Bahnen vorgezeichnet, wo eine Miß Burdett Coutts bahnbrechend für die Begründung von Land- und Baugesellschaften gewirkt, und Frauen wie die verehrungswürdige Miß Nightingale der Welt gezeigt haben, welche Reformen die Humanität auf dem Gebiete der öffentlichen Krankenpflege und des Lazarethwesens fordere; in einem Lande, wo der bessere Theil der erzählenden Literatur größtentheils in Frauenhänden ruht, wo viele anderwärts ausschließlich den Männern vorbehaltene Berufswege seit langer Zeit hergebrachtermaßen von Frauen versehen werden; in einem Lande endlich, wo das Plaidoyer eines John Stuart Mill und eines Jowett für politische Gleichberechtigung der Frauen kaum mehr große Sensation erregt — in einem solchen Lande waren ja alle Bedingungen gegeben, um die Frauenfrage einer systematischen Lösung entgegenzuführen.

Und doch brauchen wir kaum zu fürchten, daß wir in unseren, vielleicht bescheidener aussehenden Bestrebungen auf dem gleichen Gebiete von den Engländern alsbald überflügelt werden möchten. In Großbritannien gilt es zuvörderst noch eine Arbeit zu vollenden, die bei uns längst erledigt ist; ich meine die privatrechtliche Emancipation der Frau. Und eine andere Arbeit, welche dort eingeleitet ist, wird — fürchte ich — zu einer Vergeudung werthvoller Kräfte führen. Der Kampf für die politische Gleichstellung der Frau ist ein Kampf um ein Schemen. Würde der Sieg errungen — es würde ein Sieg von sehr zweifelhaftem Werthe und von sehr fraglicher Dauer sein.

Es ist nicht zu leugnen, namentlich seit der Thronbesteigung der Königin Victoria ist in Großbritannien Vieles geschehen, ebensowohl zur Verbesserung weiblicher Erziehung, wie zur Eröffnung neuer Erwerbsgebiete für Frauen. In jeder größeren Stadt des mit Großstädten so reich gesegneten Inselreichs bestehen Vereine, die nach beiden Seiten hin ihre Wirksamkeit entfalten. Aber das Terrain ist schwieriger zu bearbeiten, als es auf den ersten Blick scheint. Die mehr wissenschaftlichen Berufswege sind in England den Frauen minder verschlossen, als anderwärts, und die mächtige und mächtig centralisirte Großindustrie verwendet Frauenarbeit in ausgedehntestem Maße, oft freilich auch in widernatürlichster Weise. Dagegen widerstrebt in den mittleren Schichten der Bevölkerung ein vielleicht stärkeres Vorurtheil, als ander-

wärts, der Erweiterung der üblichen weiblichen Wirkungskreise, und, wenn in diesen Schichten durchschnittlich die Erziehung in England eine sorgfältigere sein mag, als z. B. in Frankreich, so fehlt es jedenfalls dort ganz an jenen wunderbaren Naturanlagen, die bei den französischen Frauen der mittleren Stände den Erziehungsmangel so häufig, wenn nicht ergänzen, so doch verdecken.

Indeß — der britischen Energie und dem in England so lebendigen Gemeingeist wird es — daran brauchen wir nicht zu zweifeln — gelingen, in der Lösung der Frauenfrage stets mindestens mit allen Denen gleichen Schritt zu halten, die auf vielleicht minder schwierigem Terrain sich bemühen, in diesem Punkte die ersten zu sein.

Lernen können wir vor Allem von den Engländern die publicistische Erörterung der mannichfachen Seiten, welche die Frage darbietet. Dem „Victoria-Magazine“, der von Frauen gedruckten Monatschrift des im Jahre 1860 in London gegründeten Vereins zur Förderung der Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechts, werden wir noch lange nichts Ebenbürtiges an die Seite zu stellen haben. Lernen können wir auch von ihnen die zweckmäßige Organisation der Vereine, die bald auf die höhere weibliche Fachbildung oder auf die allgemeine Fortbildung weiblicher Personen ihr Absehen richten, wie die Female medical Society und das Working womens College in London, oder die, wie die Female middle class emigration Society, das Dress-making and Milliner-House, die Army-clothing Factory, unmittelbar praktische ökonomische Zwecke ins Auge fassen.

Lernen wie von den Engländern können wir auch von den Amerikanern, wenn es auch diesen unverkennbar durch das Zusammentreffen vieler nirgends sonst vorhandener Umstände besonders leicht geworden ist, den Frauen eine besonders günstige Stellung anzuweisen. Lernen könnten unsere Großindustriellen von ihren Fachgenossen in dem amerikanischen Manchester, in Lowell, wo 5000 junge Arbeiterinnen in den Spinnereien förmlich gehegt und gepflegt und unter den glücklichsten Bedingungen zu Musterarbeiterinnen ausgebildet werden. Lernen könnten unsere Universitäten, Cultusministerien und Medicinalcollegien von den gleichartigen amerikanischen Instituten, welche kein Bedenken haben, Frauen zum Studium und zur Ausübung der Heilkunst zuzulassen, und deren unbefangener Auffassung der wirklichen Sachlage die Amerikaner weibliche Ärzte, wie Mary Walker, die Schwestern Blackwell, Maria Zakjewska u. A. verdanken. Lernen könnten unsere reichen Mitbürger von ihren Glücksgenossen jenseits des Oceans, die wie der berühmte Peabody, oder Matthew Bassar, ihre größte Freude darin finden, dem Vaterlande durch großartige Liberalität einen Theil der Sorge für seine Frauen abzunehmen. Lernen endlich könnten und sollten wir alle

von den amerikanischen Männern das zuvorkommende, decente und rücksichtsvolle Benehmen gegen Frauen, welches diesen gestattet, so sicher und furchtlos aufzutreten, wie es den Frauen überall dringend noth thut, wenn sie sich ihre eigene freie und sichere Stellung im Leben erobern wollen.

Daß er der Vereinsthätigkeit zur Besserung der Lage des weiblichen Geschlechtes in Amerika kaum, höchstens in den größten Städten, bedarf, begreift sich leicht.

In Deutschland dagegen sind wir ganz vorzugsweise auf Vereins-hülfe angewiesen, und mit Genugthuung dürfen wir uns gestehen, daß sich in allen Gegenden unseres Vaterlandes mehr und mehr eine wohlorganisirte, zielbewusste Vereinsthätigkeit zur Lösung der Frauenfrage entfaltet.

Seit länger als einem halben Jahrhundert sehen wir edle deutsche Fürstinnen an der Spitze solcher Unternehmungen, die auf die Hebung der wirthschaftlichen und gesellschaftlichen Stellung des weiblichen Geschlechtes berechnet sind.

Derartige Bestrebungen erwachten zuerst unter dem Druck der Fremdherrschaft und dann in der großen, eine verjüngende Begeisterung über unser Volk ausgießenden Epoche der Befreiungskriege.

Unsere ältesten Frauenvereine, wie sie von deutschen Frauen, in deren Herzen das Vorbild der volksthümlichen Königin Louise lebendig wirkte, begründet waren, richteten ihre Wirksamkeit zunächst auf Bestreitung der Kriegslasten, Verpflegung der Verwundeten und Versorgung der im Kriege verwaisten Kinder, später vorzugsweise auf Unterstützung der Armen, Beschäftigung der Arbeitslosen und Erziehung der Jugend.

Von Preußen aus verbreiteten sich diese für die Veredelung des wirthschaftlichen Lebens höchst wichtigen Vereine auch über andere Gegenden unseres Vaterlandes und nahmen dann auch eine etwas andere, unmittelbarer der praktischen Erziehung des weiblichen Geschlechtes zugewandte Tendenz an. So wirkte an der Spitze einer von ihr gegründeten Frauenvereins-Organisation ein ganzes Menschenalter hindurch die Frau Großfürstin Maria Pawlowna, Großherzogin von Sachsen-Weimar, segensreichen Andenkens. Fast in jedem Orte des Ländchens bestanden Frauenvereine und von diesen geleitete Mädchen-Arbeitschulen. Noch jetzt rühmen in diesem Theile unseres Vaterlandes die Armen das Andenken dieser fürstlichen Frau, die durch ihre Fürsorge Vielen zu einer glücklichen Existenz verholfen hat.

Nach und nach fing man an, sein Augenmerk nicht nur den ärmeren, sondern auch anderen Classen der weiblichen Bevölkerung zuzuwenden.

Bedeutend war für diese Bestrebungen das Aufkommen der Kindergärten nach Friedrich Fröbel's Plan. Nicht nur, daß sie einer großen

Zahl gebildeter Frauen zu einer selbständigen, anständigen Existenz und einem segensreichen Wirkungskreise verhalfen, die Fröbel'schen Erziehungsgrundsätze, denen zufolge das Kind spielend zu ernster Thätigkeit geleitet werden soll, hatten auch unverkennbar einen günstigen Einfluß auf die gesammte Volkserziehung und insbesondere auf die des weiblichen Geschlechts.

Einen neuen segensreichen Wirkungskreis eröffneten ferner solchen Frauen, die ihre ganze Kraft selbstlos dem Wohle der Menschheit zu opfern entschlossen waren, in jenen Anstalten, welche wir unter dem Namen der Diakonissenhäuser zusammenfassen, und welche sich schon bei großen, allgemeinen Calamitäten den Dank des Vaterlandes verdient haben.

Treffliche Lehrerinnen-Bildungsanstalten haben wir schon seit geraumer Zeit manche aufzuweisen. Hier und da werden die Zöglinge solcher Institute auch bereits im öffentlichen Schuldienst verwendet, während ihre Verwendung im Dienst der Privatschulen für Töchter ganz allgemein üblich ist.

Allein ziemlich jungen Datums sind doch bei uns die cooperativen Bestrebungen, welche ausgesprochenermaßen das Ziel verfolgen, die rechtliche und wirthschaftliche Stellung des weiblichen Geschlechts zu verbessern, und dem letzteren neue Erwerbsgebiete zu eröffnen.

Sehen wir von den Hansestädten ab, so finden wir auch an der Spitze dieser Bestrebungen fast überall in Deutschland fürstliche Frauen, welche eingedenk der durch ihre hervorragende Lebensstellung ihnen auferlegten Verpflichtungen mit rühmlichem Beispiele voranleuchten. So in Preußen, so im Königreich Sachsen, so in Hessen-Darmstadt, so im Großherzogthum Baden.

In Preußen sind seit 1865 in sieben Städten solche Vereine entstanden, der größte und zur Zeit wirksamste in der Hauptstadt des Staates.

Fräulein Jenny Hirsch macht im Ganzen 17 deutsche Frauenvereine, die der modernen Tendenz huldigen, namhaft. Deren kommen 7 auf die süddeutschen und 10 auf die Staaten des norddeutschen Bundes.

Fast in allen diesen Vereinen wirken Frauen und Männer in edlem Wettstreit. Fast Alle richten ihr Augenmerk zunächst auf die Verbesserung der weiblichen Erziehung, namentlich, indem sie Fortbildungsanstalten ins Leben zu rufen oder zu empfehlen bemüht sind, welche ihre Schülerinnen in den im praktischen Leben unmittelbar verwertbaren Wissenszweigen unterrichten.

Die meisten eröffnen ihre Bestrebungen für die Erweiterung des weiblichen Erwerbsgebietes mit der Errichtung von Verkaufsstellen für weibliche Handarbeiten und von Stellenvermittlungsbureaux. Einige Vereine, wie

der Berliner und der Bremische, beginnen für Kosthäuser und Pensionen für unselbständige Frauen, sowie für die Veredelung der geselligen Vergnügungen weiblicher Personen zu sorgen.

Zum Theil dem Einfluß dieser Vereine wird es zu danken sein, daß, ähnlich wie in England, Frankreich und Nordamerika, so auch in mehreren deutschen Staaten Frauen im Staats-, Post-, Telegraphen- und Eisenbahndienste verwendet werden.

So beschäftigte der Telegraphendienst des Großherzogthums Baden bereits im Sommer vorigen Jahres 61 Frauen und gewährte ihnen ein durchschnittliches Jahreseinkommen von 440 bis 490 fl., und auch im Eisenbahn-Expeditionsdienst des genannten Landes ist ein gelungener Anfang mit der Verwendung von Frauenkräften gemacht. Ueberall beweisen die Frauen eine vorzügliche Befähigung für derartige Verrichtungen.

Mit dem Loose der Fabrikarbeiterinnen haben sich die deutschen Frauenvereine unmittelbar noch nirgends beschäftigt. Sie werden sicher auch diesen Gegenstand in das Bereich ihrer Wirksamkeit ziehen müssen, und dann an der trefflich eingerichteten Pensionsanstalt für Fabrikarbeiterinnen, welche die Herren Karl Mez & Söhne in Freiburg i. B. begründet haben, oder an der von Herrn Richter-Linder in Basel begründeten Pension in seiner Schirmfabrik bei Basel, nachahmenswerthe Musterinstitute finden.

Diese, wenn auch nur flüchtige Uebersicht gewährt uns die Beruhigung, daß unser, mit großem Unrecht als materialistisch verschrieenes Zeitalter neben anderen auch diese große Culturaufgabe, die Aufgabe nämlich, den Frauen zu der ihnen gebührenden wirthschaftlichen und gesellschaftlichen Stellung zu verhelfen, mit Ernst und Hingabe erfaßt, und ihrer Lösung bereits gute Kräfte gewidmet hat. Zugleich ersehen wir daraus, daß die positiven Erfolge, nicht zwar im Vergleich mit den aufgewandten Kräften, aber im Vergleich mit dem angestrebten Ziele, noch sehr geringfügig sind. Aber mit den Traditionen von Jahrtausenden, mit Schäden, die sich unbeachtet seit vielen Generationen in unser Volksleben eingefressen haben, dürfen wir nicht hoffen, im ersten Anlaufe fertig zu werden. Dazu bedarf es ruhiger, energischer und geduldiger Arbeit, bei der abermals Generationen ausharren müssen.

A. Emminghaus.